

„Meine Väter mögen sich reinigen!“ drei Hände voll Wasser auf die Furche goß und danach unter der Anrufung seiner Ahnen mit Namen drei Klöße als Speise auf die beschnittenen Stellen niederlegte. Jetzt kehrte er sich um und sprach die Worte: „Hier, o Väter, genießet ein jeder von seinem Anteil!“ Hatten die Klöße sich abgekühlt, so wandte er sich wieder um, goß abermals drei Hände voll Wasser aus, bestrich die Klöße mit Augen- und Fußsalbe, breitete ein Stück Kleiderstoff daneben aus, das ein Gewand verständiglichen sollte, und forderte nun die Väter zur Verwendung der Salbe und der Kleidung auf. Jetzt verrichtete er mit gefalteten Händen das Totengebete: „Verehrung Väter, eurem Saft; Verehrung Väter, eurer Lebenskraft; Verehrung Väter, eurem Leben; Verehrung Väter, eurer Liebe; Verehrung Väter, eurem Born; Verehrung Väter, eurem Schrecken!“ Nach Beendigung des Gebetes erließ er die Aufforderung an die Geister, sich wieder zurückzuziehen: „Siehet auf, ihr Väter, geht fort, ihr Helden, schreiet den uralten Pfad des Nam entlang, gebet uns Reichtum und Glück und preiset unter den Göttern unseren Anteil!“ Waren noch einige andere Sprüche hergesagt, so verzehrte die Gattin den mittleren Klob, während die beiden übrigen ins Feuer geworfen wurden. Zum Schluß wurden die gebräuchten Geräte paarweise weggeräumt.

Eine ganze Reihe von Totenfeiern begingen die Römer. An den Komptallen, deren Termin vom Prätor festgesetzt wurde, wurden an den Kreuzwegen Puppen und Abbilder von Männern und Frauen aufgehängt, und zwar für jeden Sklaven eine Puppe und für jedes Familienmitglied ein Abbild. Diese Puppen und Abbilder sollten eine Art stellvertretendes Opfer für die Larven, die Schutzgötter unter den Ahnen der Familie, darstellen. Das große allgemeine Totenfest fiel auf den letzten Monat des Jahres, den Februar, und dauerte vom 13. bis 21. Am letzten Tage wurde das besondere Fest der Feralien gefeiert. Die Familien begaben sich zu den Gräbern ihrer Verwandten, errichteten Altäre aus grünem Rasen, bereiteten ein Totenmahl und gössen unter Gebeten Trankopfer aus. Vermehrt legten wenigstens Blumen und Früchte oder gefalzenes Opferfrot auf das Grab. Die Tempel wurden geschlossen gehalten und auf keinem Altare durfte ein Feuer angezündet werden. An die Feralien schloß sich am nächsten Tag, dem ersten des neuen Jahres, das Fest der Caristien, an dem bei einem gemeinsamen Festmahl der Familienmitglieder alle vorgekommenen Zwistigkeiten geschlichtet und Friede und Eintracht gelobt wurden. Eine mehr häusliche Totenfeier waren die Lemuria, die am 9., 11. und 13. Mai veranstaltet wurden. Sie dienten zur Verjüngung der feindselig gewordenen Geister unter den Vorfahren. Der Hausvater trat in den Nächten dieser drei Tage barfuß vor die Tür, wusch sich die Hände dreimal in fließendem Wasser, drehte sich um und nahm schwarze Bohnen in den Mund, die er dann hinter sich warf. Dabei sprach er neunmal die Worte: „Diese gebe ich euch, mit diesen Bohnen erkaufe ich mich und die Meinen.“ Dem Volksglauben nach lassen die Geister der Verstorbenen die Bohnen auf. Nunmehr schlug er eiserne Becken zusammen und rief sojann neunmal: „Hinaus ihr Geister des Hauses!“ Jetzt erst durfte er sich wieder umsehen, da nun die Geister als versöhnt und gesamt galten.

Auch bei den Germanen bestand ein reichhaltig ausgestatteter Totenkult. Waffen, Werkzeuge, Schmuck und Gefäße mit Lebensmitteln waren, wie die Hunde lebten, die volkstümlichen Beigaben für die Toten. In verhältnismäßig junger Zeit opferte man im germanischen Norden am Grabe sogar die Pferde, Hunde, Diener und das Weib des Verstorbenen. Ein Leichenmahl folgte der Bestattung. Am 3., 7. und 30. Tage, sowie am Jahrestage des Todes fanden sojann unter den Anverwandten Gedächtnisfeiern statt, bei denen es mit Singen und Trinken wild genug herging, so daß bei der Ausbreitung des Christentums sich die Geisteslichkeit durch strenge Vorschriften gegen die Ausschreitungen wendete. Aber auch allgemeine Totenfeste des gesamten Volksstammes wurden abgehalten, bei denen man Speise und Trank als Opfergaben auf die Gräber setzte oder sie den Geistern auch im Kaufe barbot. Eine ungefähre Vorstellung von der germanischen Familienfeier für die Toten vermag uns der Brauch zu geben, der noch im 13. und 14. Jahrhundert bei dem Stamm der Breuken üblich war, die zur indogermanischen Völkergruppe gehören. Dreißig Tage hindurch sah am Morgen und Abend die Witwe des Verstorbenen klagend an dessen Grab. Die übrigen Verwandten feierten den 3., 6., 9. und 40. Tag nach der Bestattung einen Schmaus, zu dem sie den Geist des Toten einluden. Man sah stumm bei Tisch und gebrauchte beim Mahl keine Messer. Ein jeder warf etwas von fetter Speise unter den Tisch und goß auch einen Schluck aus sei-

nem Becher unter ihn. Hierdurch sollte der Hunger und Durst des Geistes gestillt werden. Ziel ein Stück vom Mahl zufällig unter den Tisch, so wurde es nicht aufgehoben, sondern denjenigen vereinsamten Geistern als Speise überlassen, welche unter den Lebenden keine Verwandten und Freunde hatten. Nach Beendigung des Mahles erhob sich der Oberpriester, setzte mit einem Beien das Haus aus, entfernte mit dem Staub gleichsam die Geister und sagte: „Ihr habt gegessen, ihr habt getrunken, Geister, geht hinaus, geht hinaus!“ Jetzt begann ein ausgedehntes Totengebete, bei dem das frühere Schweigen durch um so lauterer Lärmen ersetzt wurde. Totenopfer waren noch um das Jahr 1000 vereinzelt üblich; denn Burkhard von Worms eifert in dieser Zeit gegen die Opfer, die in einigen Gegenden an den Gräbern der Verstorbenen stattfanden. — Noch heute erinnern mancherlei Anklänge an die germanische Totenfeier. Im Margarethe-Neuß- und Münzthal wird zum Gedächtnis des Verstorbenen ein dreimaliger Gottesdienst abgehalten, und zwar am Tage der sogenannten Begräbde und am 7. und 30. Tag nach der Bestattung. In einem jeden dieser Tage wird im Trauerhause ein Leichenmahl aufgetragen, das nach alter Sitte mit Notdürftigen schließt. Bei dem Schmaus am 30. Tag werden die Kleider des Toten verjüngt und zugleich erfolgt die Verteilung der Erbschaft. Von diesem Tage an legen die männlichen Verwandten auch den Leichnam ab, denn man hat nun dem Toten das Geleit gegeben, „zu Straße, zu Straße und über's Grab“. In der bayrischen Oberpfalz heißt das Abhalten des Leichenmahls das Einbaideln. Dieser Ausdruck hängt mit dem altgriechischen Wort Parthos, das Mahl, zusammen. Je mehr dabei getrunken wird, sagt der Oberpfälzer, desto besser ist es, es kommt dem Toten zugut.“ Und auf die altgermanische Totenopfer deutet es noch verständlich hin, wenn man in Tirol am Allerseelentage gekochte Hühner in Holznapfen auf die Gräber hinausträgt oder in der Nacht von Allerheiligen die Stube wärmt und Karfen und Milch auf den Haustisch setzt, damit die armen Seelen nicht leiden.

Der Tod löst jeden Matel aus. Das ist der Urgrund zur Erklärung des Totenkultes der fernern Vorzeit. Mit dem Tod fallen die Fesseln und Mängel und in verklärtem Licht erscheint das Bild des Verstorbenen. Der Tod läßt in die Herzen der Ueberlebenden verzeitende Nachhaft und liebevolle Verehrung einatmen, und diese Gefühle waren es, die schon bei den Römern das schöne Wort schufen: „Ueber die Toten spricht nur Gutes.“

Heiratsalter und Heiratsfähigkeit

Von E. M. Arnold.

Wenn der Frühling des Lebens blüht und die Kräfte sich entfalten, wenn die Seele zum Fluge nach höheren Zielen die Flügel regt, da werden sich die edelsten und reinsten Wünsche dem Tode einer Seele zu, um sich in dieser Welt eine neue Welt zu schaffen, die Welt der Familie.“ In diesen anheimelnden Worten hat Jeremia's Gortelli, der große Menschenkenner, die so wichtige Frage „Wann und warum soll man heiraten?“ beantwortet. Er sucht in der ihm eigenen feinsinnigen Weise den Zeitpunkt einer Eheschließung nicht in äußeren Umständen und Einflüssen, wohl aber in dem inneren Verlangen des männlichen Einzelwesens nach einer Lebensgefährtin, die Kraft ihrer hohen natürlichen Eigenschaften sein Streben, Wollen und Können veredelt. Glückselig sind jene zu preisen — Mann und Weib — die sich die wichtige Heiratsfrage wagnislos, in ihrem Sinne und zu ihrem Wohle zu beantworten wissen. Ihre Zahl ist freilich sehr beschränkt; denn in den meisten Fällen pflegen bei dem Vorgehen einer Verbindung zweier Menschenkinder so viele Vor- und Rücksichten sich geltend zu machen, daß aus dem Herzenbunde eine mehr oder weniger gütliche Geschäftsvermittlung wird. Man treibt heutzutage manchmal mit jungen, hoffnungsfreudigen Seelen einen Schacher niedriger Art. Weinake will es scheinen, als ob dieser Brauch an Ausbeutung gewinne. Nicht umsonst spricht man von einem „Kampfe ums Dasein“, einem Kampfe, der sich in der fortwährenden Entwicklung menschlicher Einrichtungen und mit der aus ihr entspringenden Vermehrung menschlicher Bedürfnisse immer ernster gestaltet.

Das Ringen und Streben nach Mitteln zur eigentlichen und geistigen Abhaltung bedeutet schon für den einzelnen eine Aufgabe, die alle Kräfte in Anspruch nimmt, in wieviel höherem Maße aber erst die Sorge für eine ganze Familie. Diese nicht wegzuleugnende Tatsache mit den sie begleitenden Lebensumständen setzt zur Genüge dafür, daß das Leb-